

Die Frau jenseits der Schleier

*Für Peter, der in seiner unendlichen
Geduld immer auf mich gewartet hat.*

Karoline Roscher-Lagzouli

Die Frau jenseits der Schleier

Mein Weg in den Salafismus und wieder hinaus

Patmos Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

PATMOS
ESCHBACH
GRÜNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN
VER SACRUM

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben



Für die Verlagsgruppe Patmos ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Alle Rechte vorbehalten

© 2022 Patmos Verlag

Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Ostfildern

www.patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart

Umschlagfoto: © Inga Kerber

Gestaltung, Satz und Repro: Schwabenverlag AG, Ostfildern

Druck: CPI books GmbH, Leck

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-8436-1356-9 (print)

ISBN 978-3-8436-1407-8 (e-book)

INHALT

VORWORT	7
EINE DEUTSCHE MUSLIMIN REDET MIT	9
UNTER STOLZEN MAROKKANISCHEN FRAUEN	23
MEINE KINDHEIT: ZWISCHEN BÜCHERN, MÄRCHEN UND TRÄUMEN VON VERSCHLEIERTEN SULTANSTÖCHTERN	39
MEIN »MÄRCHEN« BEGINNT IN HALLE: STUDIUM, HEIRAT UND RASSISMUSERFAHRUNGEN	49
NEUBEGINN IN KÖLN: DIE SUCHE NACH GLAUBEN	57
SCHWESTERN: ENDLICH MUSLIMIN SEIN UND DAZUGEHÖREN	69
RAMADAN IN ISTANBUL: EXKURSION MIT GÜLEN	91
VOM EIFER DER FRISCHEN KONVERTITIN ZUM FRIEDEN MIT MIR SELBST	99
DER ABSCHIED VON MEINEM VATER.....	113
ICH BIN ICH. HEIMAT FINDEN UND PLATZ NEHMEN	119

HIDSCHAB-DEBATTEN: ÜBERLASSEN WIR ES DOCH DEM WIND, MIT DEN STOFFBAHNEN ZU SPIELEN.	129
BEGEGNUNG MIT RECHTEM HASS AUF DER LEIPZIGER BUCHMESSE.	143
FREIHEIT IM KLEINEN FINDEN	151
BLEIBEN ODER GEHEN? WIE RASSISMUS UND ISLAMHASS SALONFÄHIG WERDEN . . .	155
DIE ANSCHLÄGE VON PARIS: DAS RINGEN UM HALTUNG	161
ATEMHOLEN: ZURÜCK AM SEHNSUCHTSORT MAROKKO	171
EINE FEMINISTIN MIT KOPFTUCH UND IMMER STREITBAR.	175
EINIGE BEGRIFFE UND ERKLÄRUNGEN	183
QUELLENVERZEICHNIS	189
DANK	190
ÜBER DIE AUTORIN	191
ANMERKUNGEN	192

VORWORT

Sechs Jahre lang war ich Teil einer Salafi-Gemeinschaft rund um eine kleine Moscheegemeinde in Köln. Heute bin ich eine andere, heute bin ich Suchende und will die enge Welt der Salafis hinter mir lassen.

Mein Schreiben beginnt mit dem Wunsch, nicht mehr nur Zuschauerin zu sein, sondern mitzuspielen im Ringen um die Deutungshoheiten, mit meinen Geschichten dazu beizutragen, einen Raum für die Stimme der muslimischen Frau zu schaffen und an alle Seiten zu appellieren, die Gemeinsamkeiten zu sehen, statt die Unterschiede und Gegensätze zu suchen.

Ich möchte nicht still bleiben, während in den Scheidebatten ein künstliches Bild vom Islam und von Muslim*innen erzeugt wird. Ich möchte mitdiskutieren, die Monologe der Islamkritiker*innen stören und sie mit meinem Selbstbild als selbstbestimmter Muslimin konfrontieren.

Ich möchte vom Werden erzählen und vom Wachsen. Und so wie meine Pfade nicht immer gerade verlaufen, sich vielmehr auffasern in ein Geflecht von Lebenslinien, manchmal in Sackgassen enden oder in einem Bogen zu Punkten zurückführten, an denen ich schon gewesen bin, so muss auch dieses Buch nicht zwingend in einer bestimmten, chronologischen Reihenfolge gelesen werden. Vielmehr

fügen sich die einzelnen Geschichten und Texte zu einem Mosaik, in dem jedes Teilchen seine Berechtigung und Bedeutung hat.

Jeder Widerspruch, jeder Neuanfang sind mir lieb und machen mich zu der, die ich heute bin.

EINE DEUTSCHE MUSLIMIN REDET MIT

Der vierjährige Marley streckt mir den glänzenden, violetten Stoff entgegen. Er möchte Superheld sein und braucht etwas Hilfe bei dem Knoten, die passende Kappe mit dem Sehschlitz sitzt schon auf seinem Kopf. Ich knie vor ihm und binde ihm das Tuch unter dem kleinen, runden Kinn fest.

Unsere Blicke begegnen sich, und mit einem Mal strahlt er mich mit großen Augen an: »Du bist ja schon ein Superheld!« Ich stutze für eine Sekunde, dann verstehe ich. »Wegen meines Tuchs?«, frage ich und dann: »Na klar, ich bin immer Superheldin«, lache ich und recke mein Kinn stolz in die Luft. Ein Moment des Einverständnisses. Das Kind versteht, was viele Erwachsene vielleicht verlernt haben.

Schon rennt er mit seiner kleinen Freundin davon – und ich wende mich Hannah zu, die schon ungeduldig mit dem Buch in der Hand an meiner Bluse zieht – Superheldinnen-Geschäfte eben ...

In einer Zeit, in der Kopftuchdiskussionen polarisieren und mit angstbesetzten Themen eine Spaltung der Gesellschaft heraufbeschworen wird, möchte ich meine Geschich-

ten erzählen: die Interessierten, die Wohlwollenden und auch die Skeptischen auf meine Reise mitnehmen und Einblicke geben in mein Leben, in das Leben einer deutschen Muslimin, in die verschiedenen Welten, in denen ich zu Hause bin, und auch von den Welten berichten, auf die ich nunmehr staunend zurückblicken kann.

Im August 2018 beginne ich eine Ausbildung zur Sozialassistentin, um dann Erzieherin werden zu können.

Nach der langen Zeit in einer Art selbstgewählter Isolation unter den Salafi-Schwestern, als es nur *uns* und da draußen den Rest der Welt gab, als ich mich fremd fühlen *wollte*, nach den vielen Jahren, in denen der einzige Plan, das ganze Hoffen darin bestand, *dem Westen* den Rücken zu kehren und in einem muslimischen Land mein Glück zu finden, will ich nun *endlich* leben, teilhaben und Teil sein – und stoße doch ziemlich schnell an die Grenzen einer Welt, die sich gern Offenheit auf die Fahnen schreibt, Toleranz und Fortschritt für sich beansprucht und dann doch erstaunlich eng scheint.

In der Schule – »Schule der Toleranz«, wie es auf dem Schild am Eingang so schön heißt – hält mich die Hälfte meiner Lehrerinnen nach gut einem Jahr Unterricht immer noch für eine Migrantin und nicht Deutsch-Muttersprachlerin. Doch die Grenzen der Toleranz, den harten Boden der Realität lerne ich dann im fünfwöchigen Praktikum in einem Leipziger städtischen Alten- und Pflegeheim kennen. »Da ist es dann aber wirklich mal gut ... da hat man nichts gegen Ausländer, aber ...«

Nicht etwa die Bewohner*innen des Heimes, die noch in einer Zeit aufgewachsen sind, deren Ungeist man längst überwunden glaubte, nehmen Anstoß an mir und meiner Kopfbedeckung. Nein, die augenscheinlich Gesunden, von

Demenz oder anderen Erscheinungen des Alterns noch Versicherten fühlen sich offenbar in ihrer Lethargie gestört. Normal sind hier vor allem die zu betreuenden Menschen, nicht die Betreuer*innen, denke ich manchmal mit einem Anflug von Verbitterung. Die bettlägerige Frau S. findet mich mit Tuch »sehr schön«, wie sie mir mit strahlenden Augen beteuert. Und die demente und hinfallige Frau B. stellt täglich bei der morgendlichen Wäsche die immer gleichen, aber freundlichen Fragen über das Kopftuch und die Art, wie es gebunden wird. Doch im Allgemeinen ist das Tuch für die Bewohner*innen der Station kein Thema. Konfrontiert mit dem Ungewohnten, zeigen sich dagegen die routinierten Begleiter*innen der letzten Lebensstation nicht bereit, eingefahrene Ein- und Vorstellungen zu überdenken, und können Barrieren, die lediglich in ihren eigenen Köpfen existieren, nicht überwinden. Sprachlos durch Voreingenommenheit und mediengemachte Stereotypen verschließt man sich, lässt die neue, die erste und einzige bekopftuchte Praktikantin vor verschlossenen Türen stehen.

Ich werde mehr als einmal zur Pflegeleiterin gerufen, streite fast und muss erst an Grundgesetz und Grundrechte erinnern, bevor man mir für die Zeit meines kurzen Praktikums hier gnädig das Kopftuch gewährt.

Ich fühle mich in einen Kampf gezogen, den ich nicht gesucht habe, sehe mich plötzlich an einer Front, die ich als unnötig empfinde. Denn eigentlich mag ich die Arbeit mit den alten Leuten hier, die ich schon nach wenigen Tagen ins Herz geschlossen habe. Nur das intolerante Umfeld, die Arbeitsbedingungen, das System Pflege machen es mir schwer, hier einen Platz zu finden und mich einzubringen.

Im später folgenden Kindergartenpraktikum fühle ich mich dann schon sehr viel wohler. Meine Chef*innen und

Kolleg*innen sind freundlich und offen, das Arbeitsumfeld ist so viel menschenzugewandter und kompetenter als im Altenheim. Bitter, dass nicht auch die alten Menschen, die am Ende ihres Lebens stehen, mit ebenso viel Sorgfalt und Fürsorge wie die Kinder betreut und umsorgt werden.

Die Kinder bewundern mein Tuch, finden, dass ich eine Superheldin bin mit Superheldinnen-Cape eben, sehen aber schon bald vor allem die Mitspielerin, die Geduldige, die Liebe, die Bastlerin und Bilder-Malerin, den Menschen eben, wie schon die Alten zuvor im Heim. Meine Kolleg*innen sind sehr interessiert und unterziehen mich regelrechten, freundlichen Verhören zum Islam und meinem Ehemann, und ob er mir denn erlaubt, aus dem Haus zu gehen, und ob ich zu Hause ohne Kopftuch sein darf – und überhaupt wieso und warum. An den Rekord-Sommertagen empfinde ich fast Mitleid mit meiner Chefin angesichts *ihres* Leidens wegen *meiner* langen Ärmel und Hosenbeine.

Ich habe gelernt, dass die Frau mit Kopftuch immer ein bisschen freundlicher, fleißiger, kompetenter sein muss. Sie muss immer etwas mehr geben, etwas toleranter und geduldiger sein, sich ihren Platz auch verdienen. Sie ist nie unsichtbar, kann nie einfach mit dem Strom schwimmen und in der Masse untergehen. Auf die Dauer ziemlich anstrengend! Und es ist vielleicht verständlich, dass Muslim*innen mit und auch ohne Kopftuch nach Rückzugsorten suchen, die Flucht und das Ausruhen in Parallelwelten verlockend scheinen. Und so werde ich nach dem Abschluss der einjährigen Vorausbildung auch lieber Café-Besitzerin als eine schlecht bezahlte Erzieherin, die sich neben dem anspruchsvollen Berufsalltag auch noch mit der ständigen Frage nach der Akzeptanz des Kopftuches beschäftigen muss.

Trotz meiner Verlegenheit, wenn ich, wie im Praktikum, intime Fragen über mein Leben und meine Ehe mit ziemlich fremden Leuten besprechen soll und meine freie Wahl von Religion und Kleidung ständig infrage gestellt wird, schein ich das Bild der selbstbewussten *Hidschabi* doch ganz gut zu repräsentieren. Man fände mich »mutig«, und man wünsche sich mehr Frauen wie mich, die doch *endlich* öffentlich aufklären können, dass Frauen auch mit Kopftuch selbstbestimmt leben können, sagen meine nicht muslimischen Freundinnen und Bekannten. Komplimente dieser Art befremden mich eher. Denn abgesehen davon, dass ich die Sonderrolle zuweilen gründlich satt habe, gibt es sie ja längst, die kompetenten Frauen, die Fereshtas, die Kübras, die Betüls, die Kholas, Amanis und all die anderen, die in der Öffentlichkeit selbstbewusst über ihre Belange sprechen, seit Jahren erklären und um Gemeinsamkeit und Verständnis werben. Man muss eben hinhören, wenn man denn mehr über Frauen erfahren möchte, die neben all ihren anderen Eigenschaften auch Kopftuch tragen.

Längst sind wir sicht- und hörbar, längst wollen wir mehr sein als Putzfrauen, wollen mehr als Aldi-Tüten tragen, fünf Schritte hinter unserem bärtigen Ehemann gehen. Wir wollen mehr sein, als es uns von zu vielen immer noch zugestanden und zugetraut wird, und wir können mehr sein, als wir es uns manchmal selbst zutrauen – wohl ein Problem von Frauen im Allgemeinen.

Als Kind der letzten DDR-Jahre in Ostdeutschland in einem überzeugt atheistischen und intellektuellen Elternhaus aufgewachsen, konvertiere ich im Sommer 2006 vor einigen Frauen, die so zu Schwestern und wenig später auch zu Freundinnen werden, in einer kleinen Privatwohnung zum Islam. Und ohne zu wissen und ohne mir zunächst der

Bedeutung für mich und mein weiteres Leben bewusst zu sein, gerate ich in eine Salafi-Gemeinde rund um eine kleine marokkanische Moschee in einem Kölner Hinterhof.

Ich werde Teil der Gemeinschaft, genieße die Geborgenheit und Stärke, die Freundschaft, den Zusammenhalt unter Schwestern und das Gefühl des Dazugehörens. Ich spreche die typische Sprache der Salafis und kleide mich in lange, fließende Gewänder, die uns Schwestern zu einer Einheit machen und jede Individualität verschwinden lassen.

Einfache Antworten und »unschlagbare Wahrheiten« – unantastbar sind die Salafi-Gelehrten, die uns das *Halal* (das Erlaubte) und besonders das *Haram* (das Verbotene) lehren. Denkverbote und klare, eindeutige Abgrenzung zu anderen muslimischen Strömungen und vor allem zur nicht muslimischen Umgebung formen das Denken, binden an die Gruppe, die sich selbst als die einzig gerettete sieht in einem Meer von Verdammten.

Aus heutiger Sicht kann ich klar sagen, dass es sich um klassische – wenn auch nicht auf den ersten Blick offensichtliche – Sektenstrukturen handelt, die eine Abkehr von der eingeschworenen Gemeinschaft sehr schwer machen. Wer sich vom Weg der Salafiyya abwendet, läuft Gefahr, alles zu verlieren: Freund*innen, soziales Umfeld, das ganze Leben, das vollständig auf die klar definierten und umfassenden Salafi-Lehren ausgerichtet war.

Schon bald nach meinem Kennenlernen der Gemeinschaft beginne ich, die unangefochtene Autorität der Salafi-Gelehrten und den Absolutheitsanspruch ihrer Lehre infrage zu stellen, an der Relevanz der teilweise jahrhundertalten Fatwas aus Saudi-Arabien für meine individuellen Probleme im Hier und Jetzt zu zweifeln. Und obwohl die einfachen Schwarz-Weiß-Antworten meine Neugier und

meinen Durst nach Leben nicht mehr stillen können, sehe ich mich doch sechs Jahre lang zweifellos als Mitglied der Salafi-Gemeinschaft in Köln, als Schwester »auf der richtigen *Manhadsch*« (sinngemäß: auf dem »richtigen Weg«). Und der Prozess der allmählichen Ablösung von der Überzeugung, dass der Salafi-Weg der einzig mögliche sein kann, Islam zu leben, dauerte wesentlich länger.

Auch nach der räumlichen Trennung von meinen Kölner Schwestern hat die Salafi-Ausrichtung lange Zeit mein Denken und Handeln geprägt. Und so suche ich nach meinem Umzug von Köln nach Leipzig, meiner Heimatstadt, zunächst noch Anschluss in der dortigen Moscheegemeinde um den syrischstämmigen, aus seinen offensiven Talkshow-Auftritten bekannten Imam Hassan Dabbagh – oder *Sheikh* Abul Hussain, wie er sich von seinen Anhänger*innen nennen lässt. Ich stoße auf den exklusiven Kreis der Leipziger Salafis, den Kern der Moscheegemeinde, die mir, der Neuen, Fremden, abweisend und mit Skepsis begegnet. Auch die inoffiziellen, aber deutlich spürbaren Hierarchien befremden mich: der *Sheikh* beziehungsweise seine Ehefrauen oben und unten die »einfachen« Gläubigen. Und immer wieder die klare Trennung zwischen den »wahren« Muslim*innen, den Guten, hier und da den »Ungläubigen«, den Schlechten. Vor allem aber der autoritäre, lieblose Umgang mit den Kindern, hauptsächlich mit arabischer Migrationsgeschichte, die zum Islamunterricht in die Gemeinde geschickt werden, erschreckt mich. Und so realisiere ich bald, dass ich hier das Gesuchte nicht finde, dass es hier keinen Platz für mich geben kann.

Ich habe die Welt der Salafis hinter mir gelassen und möchte nicht zurück. Doch trotz allem, was ich heute kritisch sehe, möchte ich mit meinem Buch nicht abrechnen,

nicht reißerisch von einem großen Bruch berichten oder mit einer »Ich war Salafistin«-Geschichte eine Schlagzeile in einem Boulevardmagazin landen. Ich habe nicht *gebrochen*, ich bin einfach weitergegangen, und ich denke auch heute noch mit einem freundschaftlichen Gefühl an viele meiner Schwestern aus meinen Kölner Salafi-Jahren.

Ich habe mich nie als »Salafistin« betrachtet und möchte betonen, dass die Ausrichtung der Gruppierung, zu der ich mich zugehörig fühlte, immer absolut unpolitisch und eindeutig gegen Gewalt und gegen jede Einmischung in weltliche Geschehnisse orientiert war. »Klassische Salafiyya« nennt sie Abdul Adhim Kamouss in seinem Buch, in dem er in einer Art langer Freitagspredigt von seinem Wandel erzählt und für einen barmherzigen Islam plädiert.¹

Wir haben vor allem uns selbst geschadet in unserer Isolation von nahezu allem, was Leben ausmacht. Kritisch sehe ich im Rückblick vor allem diese unerbittliche Härte gegen eigene Schwächen, aber auch im Urteil gegen andersdenkende Muslim*innen und Nicht-Muslim*innen. Heute möchte ich auf die Gefahr hinweisen, die ich in der absoluten Abgrenzung von allem, was dem Denken der Salafis widerspricht, sehe. Ich möchte davor warnen, sich selbst Scheuklappen aufzusetzen in der ständigen Angst, vom vermeintlich geraden Weg abzukommen, die Aussagen von selbst ernannten und tatsächlichen Gelehrten unhinterfragt zu übernehmen, jedes Zweifeln zu verdammen und vor allem vor dem ewigen, durch moralische, emotionale Ansprachen geschürten schlechten Gewissen. Das Sich-Schämen für die eigenen Schwächen und vermeintlichen Verfehlungen und das ständige Aussprechen von Verboten, die in das kleinste Detail des Lebens dringen und jede Individualität auslöschen, formen das Denken und Fühlen und

bereiten Denkstrukturen vor, die ein Abgleiten in radikales, extremes Denken und Gewaltbereitschaft begünstigen können.

Ich habe Frieden geschlossen mit meinem Weg, auf dem meine Zeit mit den Salafis als ein Abschnitt von vielen liegt. Ich versuche zu ergründen, was diese Gemeinschaft für mich so anziehend gemacht hat, versuche im Schreiben Antworten für mich selbst zu finden.

Es ist eine Lebenskrise, der Tod meines Vaters, die mich endgültig zum Innehalten zwingt und aus der schließlich auch Neues entstehen kann. Ein Jahr nach meinem Verlust, ein Jahr nachdem auch das Auswandern nach Marokko, in die Heimat meines Mannes, ein jahrelang gehegter Traum, aus verschiedenen Gründen gescheitert ist und auf unbestimmte Zeit verschoben wurde, sitze ich, für ein paar Urlaubswochen an den Ort meines Hoffens und Sehns zurückgekehrt, im Sand am unendlichen Atlantik. Dort erkenne ich mit einem Mal, dass ich jetzt anfangen soll, *endlich* zu leben, und dass ich, wenn ich mit mir und meiner Umgebung im Reinen leben will, nach vorn schauen muss. Endlich kann ich sehen, kann ich mir selbst eingestehen, dass mir der absolute Fokus des Salafi-Islams auf das siebte Jahrhundert keine Antworten bieten kann, die mich im Hier und Jetzt glücklich machen könnten.

Das Ablösen hat mit meinem Wegzug aus Köln begonnen, und unbewusst habe ich damals schon erkannt, dass ich meinen eigenen Weg suchen muss, um zu mir zu finden und um mich als Muslimin authentisch in einer mehrheitlich nicht muslimischen Gesellschaft zu behaupten. Der Islam nach saudi-arabischer Ausrichtung, das Übertragen von Gegebenheiten einer arabischen Gesellschaft des siebten Jahrhunderts auf das heutige Leben in Deutschland,

erschieden mir immer weniger hilfreich und immer weniger passend für mich. Im Sommer 2018 entscheide ich mich dann endgültig und bewusst, mich nicht mehr mit vorgefertigten Bildern zu begnügen und das Gefühl der Fremdbestimmtheit endlich abzustreifen.

Ich bin deutsche Muslimin, das Auswandern ist vorerst keine Option mehr für meine Familie und mich. Ich muss beginnen, mich auf meine Wurzeln zu besinnen und beide Welten, die muslimische und auch die nicht muslimische, als Teil meiner Realität und als meine Heimat anzunehmen, die es in Einklang zu bringen gilt.

Doch Neubeginn, das Lösen von alten, über Jahre unhinterfragt angenommenen Loyalitäten und Freundschaften, die vor allem auf einem gemeinsamen Islamverständnis gründeten, ist ein schmerzlicher und langer Prozess.

Vielleicht möchten nach Erscheinen dieses Buchs viele meiner Freundinnen, die ich bis zuletzt noch bei nahezu jedem Urlaub bei den Schwiegereltern in Marokko besucht oder mit denen ich über die sozialen Medien Kontakt gehalten habe, mich nicht mehr Schwester oder auch nur Freundin nennen, denn auch das Lossagen von andersdenkenden Muslim*innen ist ein Fundament der Salafi-Lehre.

Ich stehe also vor einem Scherbenhaufen, muss mich neu finden, neu beginnen. Doch ich bin entschlossen, fühle mich frei und voller Tatendrang und Willen, Wege abseits der lebensfernen Salafi-Ideologie für mich zu erschließen und zu prüfen. Ich bin bereit, meinen Platz in der Gesellschaft auszuloten.

Den öffentlichen Diskurs derer, die die Diskussionen bestimmen dürfen über »die Muslime« und »den Islam« und welcher denn nun zu Deutschland gehöre, verfolge ich zunächst vor allem im Internet und anderen Medien.

Abseits der genau definierten Pfade der Salafis eröffnen sich mir neue Welten. Doch auch hier: Scheinwelten. Ein exklusiver Kreis aus selbst ernannten Expert*innen, die die immer gleichen Monologe führen, sich gegenseitig bestätigen und Probleme kreieren, die zuweilen mit der Lebensrealität vieler Muslim*innen wenig übereinstimmen. Man bleibt unter sich. Dialog mit denen, über die man so gerne spricht, könnte das eigene Weltbild ins Wanken bringen, könnte die Legitimation der Aufklärer*innen und Befreier*innen gefährden.

Befreien möchte auch Abdel-Hakim Ourghi. Ich lerne ihn im besagten Marokko-Sommer 2018, als ich beschließe, eine andere zu werden, in einer Diskussion um sein Kopftuch-Buch² auf seiner Facebook-Seite kennen. Er möchte einen neuen, reformierten Islam schaffen, wie er in seinen Büchern schreibt, und bringt seine Thesen medienwirksam an einer Berliner Moscheetür an.

Mir sagt er, er möchte mich endlich frei sehen, also ohne Kopftuch. Was genau diese Freiheit in Bezug auf das Muslim-Sein bedeutet, will ich ergründen. Doch konkrete Fragen bleiben oft unbeantwortet, und vor allem inwiefern das Kopftuch per se an einem emanzipierten, selbstbestimmten Leben hindern soll, konnte mir bis heute niemand überzeugend darlegen. Auch Ourghis Buch, auf das er mich, die Fragende, gern verweist, liefert mir dahingehend keine neuen Erkenntnisse. Es reiht sich eher ein in die unzähligen Beiträge zur endlosen Kopftuchdiskussion, die über die Köpfe der muslimischen Frauen und Mädchen hinweg geführt wird.

Ich möchte nicht mehr nur Zuschauerin sein, während in den Scheindebatten ein künstliches Bild vom Islam und von Muslim*innen erzeugt wird. Ich möchte mitdiskutieren, die

Monologe der Islamkritiker*innen stören und sie mit meinem Selbstbild als selbstbestimmte Muslimin konfrontieren.

Und zugleich sehe ich mittlerweile auch die Chance, mich und meinen bisherigen Weg, meine Absolutheit und Kompromisslosigkeit, die ich bei den Salafis als unumstößliche Wahrheiten verinnerlicht hatte, zu überdenken und so zu einem authentischen, emanzipierten Selbst zu finden. Nämlich indem ich als muslimische Frau in meiner Selbstbestimmtheit und meinen Motiven hinterfragt werde und mich positionieren muss.

So eröffnet mir der kontroverse Austausch mit Ourghi durch sein Infragestellen meiner Identität als muslimische Frau und durch die Konfrontation mit seinen Ansichten, die im krassen Widerspruch zu allem stehen, was ich bis zu diesem Zeitpunkt über Islam und das Muslimin-Sein gelernt hatte, unter anderem neue religiöse Impulse und vor allem die Möglichkeit, mich zu reflektieren und mich auf meine eigenen Werte und mein eigenes Sein zurückzubesinnen.

Die Welt ist in Veränderung. Das Tuch bedeckt unser Haar, nicht unser Hirn. Mit oder ohne Hidschab, muslimische Frauen auf der ganzen Welt sind in Bewegung. Sie lassen traditionelle, patriarchale Bilder hinter sich, streifen alte Rollen ab, wollen frei sein. Sie schreiben, forschen, erfinden sich neu. *Hidschabi* wird zum Lifestyle, Kopftuch zur Mode und neben spirituellem auch zum feministischen Statement. Wir wollen Skateboard fahren und mit bunten Tüchern in den Musikvideos unserer Schwestern tanzen. Wir verlassen die Debatten und sprechen für uns selbst. Wir bloggen und entlassen Video-Botschaften in die Welt. Wir geben uns nicht mehr still zufrieden mit den Erklärungen der Männer und lesen den Koran und die Schriften neu und selbst. Wir

sind wütend und laut, führen Revolutionen und zeigen den Mittelfinger, wenn wir auf den Straßen beleidigt werden. Wir sind da und werden nicht wieder gehen.

Ich träume von einer Welt, in der es keine Rolle spielt, ob die Frau gegenüber ein Tuch auf dem Kopf trägt oder nicht. In der der Mensch zählt, die Kompetenz, die Menschlichkeit und Empathie. Ich wünsche mir eine Welt, in der Fremdheit oder Gemeinschaftsgefühl nicht von dem Blick aufs Tuch oder Haar bestimmt werden, sondern durch geteilte Wünsche, Hoffnungen, Werte oder einfach Sympathie.

Und wenn ich mit diesem Buch, mit dem Erzählen meiner persönlichen Geschichten doch auch eine Erklärung für mein Kopftuch und meinen Weg zum Islam versuche, möchte ich über die Rolle der Kopftucherklärerin hinauswachsen. Möchte die Opferrolle abwerfen.

Ich will selbst für mich sprechen, in meinen Geschichten zeigen, dass unter dem Tuch in erster Linie ein Mensch mit seinen verschiedenen Facetten und Widersprüchen, eben eine Frau aus Fleisch und Blut steckt. Im Irren, im Erkennen und Begrüßen von Schwächen und Widersprüchen liegen Menschlichkeit und die wunderbare Möglichkeit, sich weiterzuentwickeln und sich immer wieder neu zu (er)finden.

Allah beschreibt sich selbst als denjenigen, dessen Barmherzigkeit grenzenlos ist, und so möchte ich meine Schwestern, alle, die es sein möchten, ermutigen, sich ihres Verstandes zu bedienen im Einklang ihres Herzens, sich selbst freundlich und wohlwollend gegenüberzustehen, sich auf ihre Stärken zu besinnen und ihren Wert, den allein sie selbst und unabhängig von männlichen Narrativen oder anderen Äußerlichkeiten erkennen und bestimmen dürfen.

Und vielleicht kann mein Buch auch eine Brücke zu anderen, vielen Nicht-Muslim*innen unbekanntem Perspektiven

tiven sein, neugierig machen auf die Welten der Musliminnen, ihre Gedanken, ihre Lebenswege, ihre Empfindungen und Sehnsüchte, die sich nicht von denen anderer Frauen unterscheiden. Eine Einladung, hinter die Fassade zu schauen, vorgefertigte Meinungen und gemachte Bilder beiseitezulegen.

Eine Einladung, die Frau jenseits der Schleier kennenzulernen und damit auch den unzähligen Erzählungen anderer muslimischer Frauen Raum zu geben ...

